

Mein schwarzer Freund

Er war schwarz, aber ein lieber Mensch

Der 07. März 1945 war ein Mittwoch, wie mir das allwissende „Google“ verraten hat. Der Tag ist mir über fast 80 Jahre hinweg bestens in Erinnerung geblieben. An diesem Tag nämlich bekam ich – bekamen wir daheim alle – zum allerersten Mal einen echten lebendigen schwarzen Menschen zu Gesicht. Schwarze Leute, das waren für uns damals „Mohren“ mit Kraushaar und Wulstlippen, wie sie uns von der „braunen“ Regierung vorgegaukelt und kariert wurden. Einen echten Neger hatten wir alle noch nie gesehen. In den Tagen der amerikanischen Besetzung Nonnenbachs lernte ich sehr rasch, dass die Hautfarbe eines Menschen absolut bedeutungslos für dessen Bewertung ist.

An dem besagten Morgen stoppte die Schlange der anrückenden amerikanischen Kriegsfahrzeuge auf der Straße bei unserem Haus, weil die kleine Brücke über den Nonnenbach gesprengt war. Ein kleiner offener Wagen – ein Jeep, aber den kannten wir damals ja noch nicht – löste sich aus der Autoschlange und fuhr in unseren Hof, wo wir herum standen und ängstlich den Soldatenbetrieb auf der Straße beobachteten. Würden die Amis uns etwas tun? In dem Auto saßen zwei Männer, und während der Fahrer sitzen blieb, stieg der Andere aus und kam mit vorgehaltenem Gewehr auf uns zu. Uns traf beinahe der Schlag.

Da kam ein Mann auf uns zu, wie wir ihn noch nie gesehen hatten: Kohlschwarz das Gesicht, ebenso schwarz die Hände, die das Gewehr auf Mutters Bauch drückten. Der Mann sah gar nicht aus wie ein „Mohr,“ vielmehr wie ein ganz normaler Mensch mit kohlschwarzer Haut, die unter der Soldatenuniform besonders markant hervorstach. Der Schwarze hielt also das Gewehr vor Mutters Bauch und befahl in ziemlich verständlichem Deutsch: „Gehen Sie vor mir ins Haus.“ Heulend drängten wir uns an unsere Mutter, die deutlich zögerte und ratlos war. „Gehen Sie, es geschieht Ihnen nichts,“ drängte der Mann und dirigierte mit dem Gewehrlauf auf die Haustür zu. Uns blieb keine Wahl, wir mussten ins Haus.

Drinne geschah nicht das, was Mutter, damals eine Frau in den besten Jahren, wohl befürchtet hatte. Der Schwarze ging vielmehr zum Küchenschrank, wobei immerzu der Gewehrlauf drohte, und befahl: „Öffnen Sie diese Tür.“ Zu unserem Erstaunen musste Mutter jetzt sämtliche Türen und Schubladen im Haus kurz öffnen und sofort wieder schließen, und das dauerte eine ganz Weile. An der Kellertreppe wurde der Schwarze vorsichtig: „Sind dort unten deutsche Soldaten?“ Mutters „Nein“ schenkte er offensichtlich wenig Vertrauen, er hielt vielmehr sein Gewehr um die Mauerkannte, feuerte drei oder vier Schüsse die Treppe hinunter und rief ein paar Worte, die wir nicht verstanden. Er stieg aber nicht in den Keller hinab, vielmehr mussten wir alle wieder in den Hof hinaus.

Die ganze Prozedur mag eine halbe Stunde gedauert haben. Unsere anfängliche Angst war inzwischen weitgehend verflogen, wir hatten uns bereits an den Anblick des schwarzen Mannes gewöhnt: Er war ja ein Mensch wie wir auch, er tat uns nichts Böses an, wollte nur in alle Schränke schauen und erklärte uns auch, warum er das tat: Die deutschen Soldaten hätten oft in von ihnen verlassenen Häusern Sprengladungen eingebaut, die beim Öffnen etwa einer Schublade explodierten. Seine Aktion sollte davor schützen, denn Mutter hätte ja mit Sicherheit gewusst, ob und wo solcher Sprengstoff versteckt sei.

Inzwischen hatte ein schweres Panzerfahrzeug Ab- und Auffahrten in den Grundbettdamm der Straße „gefräst“ und die Fahrzeugkolonne setzte sich in Bewegung. Unser schwarzer Besuch verschwand ebenfalls und wir waren erleichtert, dass alles so glatt und ohne Probleme abgelaufen war. Wir wussten jetzt, dass ein schwarzer Mann absolut nicht böse sein musste und dass die Hautfarbe bei der Bewertung eines Menschen keinerlei Rolle spielt. Dass sich

hinter schwarzer Haut sehr wohl Menschlichkeit und Nächstenliebe verstecken können, dafür gibt es ein feines Beispiel aus jenen Besatzungstagen bei uns.

Einen Tag und die erste Nacht durften wir noch in unserem Haus bleiben, dann musste das halbe Dorf geräumt werden. Auch wir mussten unser Haus verlassen, dabei fragten die Amis wenig danach, wo wir unterkamen. Die Nachbarhäuser waren überfüllt, uns blieb schließlich eine Holzbaracke am Rand der Hardt, in der schon die Wehrmacht kampiert hatte. Tagsüber durften wir uns zu bestimmten Zeiten daheim aufhalten, unter anderem mussten ja unsere Stalltiere betreut werden: Füttern, Melken, Stall säubern.

Ob es stimmt, weiß ich nicht sicher, es hieß jedenfalls immer, die amerikanischen Soldaten dürften uns nichts schenken. Tatsache ist: Sehr oft rissen sie eine Schokoladentafel oder ein Päckchen Zigaretten auf und warfen die damit „angebrochene“ Schachtel einfach zu Boden, wohl wissend, dass wir Kinder dahinter her waren. Auf diese Weise habe ich beispielsweise an die 2.000 Ami-Zigaretten gesammelt für den Tag, an dem Vater heimkommen würde. Als er dann tatsächlich kam und ich ihm den Zigarettenkarton präsentierte, sprang er beinahe vor Freude an die Stubendecke. Vater war starker Raucher und hatte monatelang von weggeworfenen Kippen „leben“ müssen.

Unser Haus, auch Scheune und Heuboden, waren von Soldaten belegt, ich weiß nicht, wie viele Amis bei uns kampierten, jedenfalls war unser „Herzhäuschen“ hinter dem Haus in zwei Tagen randvoll und unbenutzbar geworden. Unter der „Belegschaft“ war auch ein schwarzer Mann und der wurde mein spezieller Freund. Im Holzschuppen standen ein paar alte Bretter an der Wand, und eines Tages zeigte mir der Schwarze, wie er ein paar Dinge hinter diese Bretter steckte. Offensichtlich konnte er kein Deutsch, gab mir aber „mit Händen und Füßen“ zu verstehen, dass ich mir die Sachen holen sollte, wenn es keiner sieht. Das tat ich etwas später und fand eine Menge Süßigkeiten und Kaugummi. Derweil stand der Schwarze an der Hausecke, lachte übers ganze Gesicht und klatschte leise in die Hände.

In den folgenden Tagen untersuchte ich selbstverständlich öfter das Geheimversteck und fand auch etliche Male gute Sachen, vor allem immer Süßigkeiten und Zigaretten, einmal auch eine Dose mit echtem Bohnenkaffee, von dem wir eine ganze Weile „leben“ konnten. Mutter und Jött waren „Kaffeetanten“ und hatten monatelang mit Malzkaffee und selbst gerösteten Gerstenkörnern ihren Durst stillen müssen.

Nach neun oder zehn Tagen rückten die Amis wieder ab. Ich sah meinen schwarzen Wohltäter im Schuppen, wie er zwei mächtige „Seesäcke“ voll Zeug stopfte. Wieder machte er mir „mit Händen und Füßen“ klar, dass er die Säcke drüben in die nahe Hardt bringen würde und dass ich nachschauen solle. Das tat ich, nachdem die Amis verschwunden waren. Die Säcke enthielten eine ganze Menge Kleidungsstücke und Militärdecken, einiges davon schien unbenutzt, wir haben es noch längere Zeit gebraucht, beispielsweise ein Paar wasserdichte Überschuhe, die ungefähr meiner Fußgröße entsprachen. Ich habe sie bis zum totalen Verschleiß noch in Blankenheimerdorf getragen. In jedem Seesack fand ich zusätzlich die obligatorischen Süßigkeiten und je eine Stange Chesterfield, die Stange zu zehn Päckchen.